

Werkstatt kritische Bildungstheorie 2018

Tilman Evers

Herkommen und Hinwollen. Meine Berufsbiographie

Ich habe mich gefreut über die Einladung, meine Bildungs- und Berufsbiographie nachzuzeichnen – wohl wissend, dass mich das in Schwierigkeiten stürzen würde. Was war eigentlich mein Beruf? Wenn mich heute jemand arglos danach fragt, pflege ich so ausweichend wie zutreffend zu antworten, das sei ein längeres Thema. Tatsächlich habe ich eine vielgestaltige Vita erleben dürfen, und das in einem Zeit-Raum von Frieden und ungewöhnlichem Wohlstand. Freilich gab es darin auch Umbrüche und Verluste, dennoch überwiegt bei mir ein Empfinden von Erfüllung und Dankbarkeit.

Ich war in meinen Dreißigern, als ich die Frage nach meinem Beruf zuletzt bündig und mit gewissem Stolz beantwortete, ich sei Assistenzprofessor für lateinamerikanische Soziologie. Allerdings fühlte ich mich dabei fast als Hochstapler, denn eine soziologische Ausbildung hatte ich nie genossen. Stattdessen hatte ich das 1. Juristische Staatsexamen gemacht und auch noch in Jura promoviert. Die größeren „Umschulungen“ standen mir aber erst noch bevor – und keine fand im Rahmen formeller Fortbildungen statt. Ich sollte also eher von einer Lern- als einer Bildungsbiographie sprechen.

Als ersten groben Überblick nenne ich: Auf 15 Jahre Lateinamerika-Wissenschaft folgten 15 Jahre in der evangelischen Erwachsenenbildung. Sie überlappten sich zu ihrem Ende mit 21 Jahren friedenspolitischer und friedenswissenschaftlicher Tätigkeit, das meiste davon ehrenamtlich im sogenannten Ruhestand. Eingelagert waren drei Jahre der spirituellen und psychologischen Selbst-Suche; hinzu kommen nun im Alter lange Wanderungen auf Jakobswegen, sowie eine intensive Begegnung mit der Kathedrale von Chartres. Immer wieder also Berufungen, aber keine davon als durchgängiger Beruf.

Ich kann diese Vita im Folgenden zwar *ausführlicher*, aber nicht *ausführlich* nachzeichnen, das würde den Rahmen sprengen. Und zwar erst recht dann, wenn ich mir neben dem *Was* der jeweiligen Tätigkeiten auch die im Grunde spannenderen Fragen nach dem *Warum* und dem *Wie* stelle. Steht den äußeren Wechseln vielleicht eine innere Kontinuität gegenüber, die mich jeweils mit neuen Themen in Berührung brachte?

Eine erste Antwort auf die Frage nach dem *Warum* springt ins Auge, jedenfalls wenn man gewissermaßen „von außen und oben“ auf mich wie ein soziologisches Objekt blickt: Ich bin in ungewöhnliche Freiheitsräume hineingeboren worden – Freiheiten der Zeitumstände, aber auch meines sozialen Herkommens aus einer bildungsbürgerlichen Familie. Das wurde mir schlagend deutlich im Kontrast zur Autobiographie des französischen Soziologen Didier Eribon, die dieser unter dem Titel „Rückkehr nach Reims“ veröffentlichte. Eribon stammt aus einer Arbeiterfamilie bei Reims; erst nach dem Tod seiner Vaters kehrt er zu einem Besuch dorthin zurück. Jeden Schritt auf seinem Weg zum Soziologie-Professor musste er sich erringen, gegen sein Herkunftsmilieu, gegen Vorurteile und innere Verbote, gegen die Klassenschranken der französischen Gesellschaft. Er schreibt (S. 229 der deutschen Übersetzung): „Ich musste kämpfen, und zwar zuallererst gegen mich selbst, um mir Fähigkeiten zuzusprechen und Rechte zu erschließen, die anderen von vornherein mitgegeben waren.“ Um Zugang zu einem nächsthöheren Milieu zu finden, musste er jeweils die Brücken zu seinem vorigen Umfeld abbrechen. Ich dagegen hatte nie Mangel an Chancen und förderlichen Beziehungen.

Natürlich war auch Einsatz von meiner Seite gefragt – aber nicht, um den mir zugewiesenen Status zu überwinden, sondern um ihn zu erfüllen. Eine Frage der Berechtigung war das für mich nie.

Soweit der soziologische Blick „von oben und außen“. Mindestens so wichtig wäre auch der psychologische Blick „von unten und innen“ auf die Motivationen und Resonanzen, mit denen ich Chancen ergriff oder liegenließ. Mehr als Andeutungen werde ich dazu allerdings nicht beisteuern können, einmal weil allzu Persönliches nicht hierher gehört, aber auch weil das in Bereiche schicksalhafter Fügungen reicht, die sich nicht erklären lassen. Gibt es neben dem offenbaren Herkommen auch ein unbewusstes Hinwollen?

1942 – 1961 Kindheit und Schulzeit

Gewissermaßen die Urszene dieser Herkommens *und* Hinwollens erlebte ich bereits mit zehn Jahren. Eines Abends fragte mich meine Mutter, ob ich einige Monate bei einem amerikanischen Ehepaar in Boston leben wolle, mit dem meine Eltern befreundet waren und das uns soeben in Heidelberg, der Stadt meiner Kindheit besucht hatte. Amerika! Das war in den frühen 50er Jahren das Wunderland schlechthin. Ohne Zögern sagte ich Ja – und verbrachte vier Monate in diesem Wunderland, mit Fernsehen und Comics, Icecream und Erdnussbutter, Baseball und Badminton. Gerne nahm ich dafür die Seekrankheit der Überfahrt, die Momente von Heimweh, die Anstrengungen der neuen Sprache in Kauf. An der Schule, die ich in Boston besuchte, wurde gerade die englische Operette „The Pirates of Penzance“ einstudiert und aufgeführt; noch heute kann ich Passagen daraus singen.

Der USA-Aufenthalt machte mir bewusst, dass die mir vertrauten deutschen Lebensformen nicht die einzig möglichen und maßgebenden sind. Seitdem ging mein Interesse immer wieder in fremde Länder. Ich bin gerne und viel gereist. Auch persönlich hat mir dieser USA-Aufenthalt einen großen Schub in meiner Ich-Entwicklung gegeben. In soziologischer Betrachtung springt ins Auge, welche privilegierten Bedingungen zusammenkommen mussten, um dem 10-Jährigen diese Chance zu eröffnen. - Ähnliche „Glücksfälle“ haben auch bei späteren Lebenswenden eine Rolle gespielt. So etwas wie eine Karriereplanung habe ich nie betrieben.

Meine Gymnasialzeit erlebte ich dann in Darmstadt, wo mein Vater eine Professur für Kunstgeschichte innehatte. Er hatte die Gabe, begeisternd zu berichten von denjenigen Themen, die ihn selbst begeisterten (andere interessierten ihn kaum). So drehten sich die Gespräche am Mittagstisch unserer Familie oft um seine kulturellen Interessen. Unter seiner Leitung erlebte ich als 12-Jähriger mit der ganzen Familie eine ausgedehnte Griechenlandreise, und dann als 20-Jähriger eine Ägypten-Exkursion. Zum Bildungsprogramm des Teenagers gehörte auch der Geigenunterricht, wo ich es bis zu Solo-Einsätzen im Schülerorchester meiner Lehrerin brachte. Eine weitere prägende Erfahrung der Darmstädter Zeit waren die Zelt Nächte, Wanderfahrten und Heimabende der Jungenschaft, einem Zweig der bündischen Jugend. Früh wuchs ich in die Verantwortung eines „Hortenführers“ hinein, bis dies der Konkurrenz der Tanzstunde weichen musste.

Diese soziale Mitgift hat mir in all meinen nachfolgenden Lernschritten und Berufsrollen geholfen. Was immer von meiner Seite an Begabung und Bemühung hinzukam: Die grundlegende Vertrautheit mit dem Habitus des akademischen Milieus war mir mitgegeben – und zwar ohne dass ich mir dessen bewusst gewesen

wäre. Treffend bemerkt Eribon (S. 92), „dass ein solches Ausbleiben des Klassengefühls eine bürgerliche Kindheit kennzeichnet ...so wie ein Weißer sich nicht seines Weißseins ... bewusst ist.“

Ich schließe daraus (und sicher haben das Andere längst vor mir getan): Eine Bildungstheorie, die mit den Akteuren und Verfahren planvoller Pädagogik einsetzt, hat immer schon ein erstes Kapitel übersprungen: Jenes Kapitel, in dem die Voraussetzungen jeder Bildung verhandelt werden – nämlich im Wortsinne die *vorausgehenden Setzungen*.

1961 – 1971 Studium und Promotion

Was sollte ich studieren? Bewusst war mir eine soziale und sprachliche Neigung, außerdem ein Interesse an internationalen Angelegenheiten, geweckt durch die angespannte Zeit des Kalten Krieges. Der Ungarn-Aufstand von 1956 war das erste politische Ereignis, das ich bewusst verfolgte. Politik war in der Ära Adenauer noch kein etabliertes Studienfach. Ein Onkel, selber Jurist, riet mir zu Jura, „damit kannst Du nachher alles machen.“ Also Jura – vielleicht mit der Perspektive Diplomatischer Dienst?

Noch während des Studiums wurde mir vollends bewusst, dass keiner der klassischen juristischen Berufe für mich in Frage kam. Ich wollte ins Ausland; und so ging ich nach dem 1. Juristischen Staatsexamen nicht ins Referendariat, sondern mit einem Promotionsstipendium nach Argentinien. Die Entscheidung für dieses ferne, mir unbekannte Land fiel aufgrund einer Mischung von Zufällen, plausiblen Möglichkeiten und Abenteuerlust.

So fand ich mich Anfang 1967 auf einem Frachter mit Passagierkabinen Richtung Buenos Aires wieder. Aus dem geplanten einen Jahr wurden im Ergebnis fast drei Jahre, und aus dem exotischen Land fast eine zweite Heimat. Zum ersten Mal war ich ganz in die Eigenverantwortung entlassen. Mitgereist war freilich meine soziale Einbettung in Gestalt einiger nützlicher Adressen, über die ich mir alsbald einen Freundes- und Bekanntenkreis „vor Ort“ erschloss. Wenig überraschend bewegte der sich wiederum in den gebildeten urbanen Mittelklassen. Das Erkennungszeichen war, ob man die damals neue Comicserie „Mafalda“ kannte und mochte, die just in diesem Milieu spielt.

Allerdings kam ich erstmals auch mit anderen Schichten in Berührung. Mein Dissertationsvorhaben über Militärregierung in Argentinien brachte mich in Kontakt mit der Elite der Reichen und Mächtigen. Ich interviewte Ex-Präsidenten und –Minister, Generäle, Gewerkschafts- und Wirtschaftsbosse. Mein Status als „licenciado alemán“ öffnete mir Türen zu ihren Nobelquartieren und Oberschichten-Clubs. Klar war dabei allerdings auch, dass ich zu dieser Klasse nicht gehörte und weder in Argentinien noch in Deutschland je gehören würde.

Ich kehrte Ende 1969 nach Deutschland zurück mit einer enormen Erweiterung meiner Erfahrungen und Kenntnisse. Wie 15 Jahre zuvor die vier Monate in den USA, so waren diese drei Jahre in Argentinien auch ein enormer Schub in meiner persönlichen Entwicklung. Mit im Gepäck der Rückreise hatte ich eine zweite Fremdsprache, sowie zwei Koffer voll Material für meine Dissertation über das politische System Argentiniens. Mit der Niederschrift bestätigte sich mein Abschied von der Rechtswissenschaft hin zu

sozialwissenschaftlichen Betrachtungsweisen. Zum Glück fand ich einen freisinnigen Rechtsprofessor, der mich mit dieser Arbeit zum Doktor der Rechte (und das sogar „summa“) promovierte.

1971 – 1981 Berufsbeginn als Lateinamerika-Wissenschaftler

Eine wichtige Erfahrung war freilich in Argentinien an mir vorbeigegangen: Die Studentenbewegung von 1968! So war das Deutschland meiner Rückkehr fast der größere Kulturschock als das Argentinien meiner Hinfahrt. Mein Bruder zoffte sich mit unserem Vater. Innerhalb meines sozialen Milieus musste man sich entscheiden: Entweder historischer Materialismus, oder kritischer Rationalismus. Dass ich in Lateinamerika gewesen war, verschaffte mir einen anfänglichen Beachtungsbonus – den ich alsbald wieder verlor, wenn ich gestehen musste, dass ich mich dort nicht für Che Guevara interessiert hatte.

Eine junge Erziehungswissenschaftlerin entdeckte das pädagogische (und erotische) Brachland, das bei mir zu bestellen war: Sie brachte mir den undogmatischen Marxismus nahe und führte mich in entsprechende Zirkel um das „Sozialistische Büro“ ein. Ich las Marx wie einen Krimi, erklärte er mir doch all die Machtkämpfe, die ich in Argentinien beobachtet hatte. Wir lebten damals in Hamburg. Dort bekam ich unmittelbar nach meiner Promotion meine erste Stelle in einem Forschungsprojekt über Mittelamerika, das mich nochmals für einige Monate nach Guatemala führte.

Inzwischen waren die ideologischen Kämpfe auch in Lateinamerika voll ausgebrochen. Das neue Paradigma hieß „Dependenz-Theorie“. Darüber schrieben ein Kollege und ich einen langen Aufsatz im „Argument“, dem damaligen Zentralorgan der marxistischen Linken.

Der Artikel traf den antiimperialistischen Geist der Zeit. Er war meine erste „reife“ Publikation. Sie verschaffte mir auf Anhieb einen Nimbus in der damaligen Dritte-Welt-Szene und in der Folge eine Stelle als Assistenzprofessor am Lateinamerika-Institut der FU Berlin (LAI). So begannen sieben prägende Jahre im Berlin der Nach-68er-Zeit. Erstmals erlebte ich mich in jener Rolle des Lehrenden, die mich durch mein weiteres Leben begleiten sollte. Anhand der Gremienarbeit war ich auch selbst erstmals in Machtkämpfe verstrickt. Ich habilitierte mich in Politischer Wissenschaft über den Staat in Lateinamerika und später nochmal kumulativ in Soziologie mit Forschungen über soziale Bewegungen. Der Zugang zum Arkanum der wissenschaftlichen Publikationen war geschafft; manche meiner Arbeiten erschienen auch auf Spanisch, Portugiesisch oder Englisch und werden bis heute im Internet zitiert.

In den Semesterferien reiste ich immer wieder nach Lateinamerika. U.a. lebte ich zweimal drei Monate in einer Randsiedlung von São Paulo und forschte dort über städtische Bewegungen. In Argentinien hatte ich einen Blick in die Salons der Oberschichten getan, in Brasilien folgte nun die Begegnung mit den Unterschichten. Ich wohnte dort bei einem Arbeiterpriester; das verschaffte mir Zugang zu den Elendsvierteln und Einblick in deren alltäglichen Kampf ums Überleben. Ich erfuhr dort, was „Theologie der Befreiung“ praktisch bedeutete. Das ergänzte und veränderte meinen Marxismus und bereitete meine Wiederbegegnung mit christlicher Religion vor.

1973 – 1981 Politische Praxis in der Lateinamerika-Solidarität

Parallel zur wissenschaftlichen Arbeit stürzte der Anfang-Dreißiger sich erstmals in politische Aktivitäten. Die ideologischen Auseinandersetzungen führten in vielen Ländern Lateinamerikas zu blutigen Militärdiktaturen. Den Anfang machte am 11. September (!) 1973 der Putsch in Chile gegen den sozialistischen Präsidenten Allende. Für weite Teile der westdeutschen Linken erschienen dieser Putsch und die nachfolgende Pinochet-Diktatur als Modellfall des kapitalistischen Klassenkampfes von oben. In vielen Städten bildeten sich Solidaritätskomitees. Das mit Abstand größte und bestinformierte war das Berliner Chile-Komitee, und dort erlebte ich meine politische Initiation. Über Monate tagte es allwöchentlich in den Räumen der Evang. Studentengemeinde, wohlwollend geduldet vom damaligen Studentenpfarrer Ton Veerkamp. Formelle Leitungsstrukturen gab es nicht, wohl aber einen „inner circle“ der Lateinamerika-Erfahrenen. Erst wöchentlich, dann monatlich erschienen unsere „Chile-Nachrichten“ (es gibt sie bis heute, inzwischen als etablierte Zeitschrift namens „Lateinamerika-Nachrichten“).

In diesem verschworenen Freundeskreis lernte ich Stefanie kennen, die Frau, die ab 1977 meine Lebensgefährtin und dann im Jahr 1982 meine Frau und Mutter unseres Sohnes werden sollte. Sie hatte in den Elendsvierteln von Chile gearbeitet und war nach dem Putsch 12 Tage auf einem Schiff der Marine in Haft, bevor der deutsche Botschafter sie herausholte.

In diesen Zusammenhang gehört auch der schönste Schwank aus meinem Leben. Am ersten Jahrestag des Putsches organisierte das Chile-Komitee eine große Demonstration mit anschließendem Teach-In. Dort sprachen auch chilenische Flüchtlinge, damals unsere Helden, deren Reden wir konsekutiv übersetzten. Das Audimax der TU Berlin, mit ca. 3000 Plätzen der größte dafür verfügbare Raum in Westberlin, war brechend voll. Ich hatte einen chilenischen Gewerkschafter zu übersetzen, der u.a. auf Spanisch ausführte: „Schon 1945 verlangte die chilenische Gewerkschaftsbewegung die Verstaatlichung der wesentlichen Reichtümer des Landes: Kupfer, Kohle, Salpeter.“ Ich übersetzte das und war im Kopf schon beim nächsten Satz, als im Saal Unruhe, ja Heiterkeit aufbrannte. Man stelle sich vor: Heiterkeit! inmitten dieses fast sakralen Aktes internationaler Solidarität. Schlimmer noch, ganze Bankreihen sanken um in unstillbarem Gelächter, der ganze riesige Saal bebte. Ich musste die zehn Meter zum Bühnenrand gehen, damit jemand aus dem Publikum mir den Grund sagen konnte: Statt „Kupfer, Kohle, Salpeter“ hatte ich übersetzt: „Kupfer, Kohle, Petersilie“...

Diese 70er Jahre in Berlin gehören zu den intensivsten in meinem Leben. Ich hatte eine volle Stelle an der Universität. Weitere gefühlte 24 Stunden am Tag war ich aber auch im Chile-Komitee aktiv. Gleichzeitig war Beziehungsarbeit gefragt. Zahllose Stunden gingen damit hin, Rundschreiben auf Wachs- oder Spiritusmatrizen zu schreiben, per Handkurbel zu vervielfältigen, einzutüten und zur Post zu bringen. Hier erlebte ich erstmals das Nebeneinander von wissenschaftlicher und politischer Tätigkeit, das sich in meinen späteren Lebensphasen wiederholte. Dabei wiederholte sich später auch das Glück, für dieses doppelte Engagement einen ermöglichenden institutionellen Rahmen sowie fähigen Mitstreiter/innen und Kolleg/innen zu finden.

1981 – 1984 Lebensmitte und Themenwechsel – „Politik und Spiritualität“

Von einer Ausnahme muss nun allerdings die Rede sein, nämlich von den an Berlin anschließenden Jahren, in denen ich sowohl die Wissenschaft wie die Politik hintanstellte. Das waren die Jahre 1981 bis 1984, die wir im Schwarzwald in der „Existential-Psychologischen Bildungs- und Begegnungsstätte Todtmoos-Rütte“ (kurz: Rütte) verbrachten. Meine Zeitstelle am LAI war zu Ende gegangen; der erhoffte Ruf war ausgeblieben. Zum Trost erhielt ich ein sog. Heisenberg-Stipendium, das mir drei Jahre Freiheit bot. Ich nutzte sie, um meiner Frau Stefanie an ihren neuen Arbeitsplatz als Therapeutin in Rütte zu folgen. Was uns dort begegnete und anzog, war eine komplett andere geistige Welt als der Links-Rationalismus der Studentenbewegung. Unter der Leitung von Karlfried Graf Dürckheim und Maria Hippus erlernte man hier die Zen-Meditation und durchlief eine Initiation in Selbsterfahrung auf der Grundlage der Analytischen Psychologie nach C.G.Jung. Ich erinnere gut, wie ich völlig aufgewühlt aus meiner ersten Therapiestunde kam: Verstanden hatte ich nichts – aber doch gespürt, dass da innere Welten auf ihre Entdeckung warteten, von denen der fast 40-Jährige noch keine Ahnung gehabt hatte.

Der Kontrast zu Berlin konnte kaum größer sein: Statt der Millionenstadt ein kleines Schwarzwald-Dorf; statt tausend Tätigkeiten und dem Lärm der Welt nun Innehalten und Stille; statt rationaler Analyse nun Einspürung in das Unergründbare. Gegen anfängliche Widerstände entschieden wir uns zum Bleiben. Aus dem dreiwöchigen Besuch wurde ein dreijähriger Aufenthalt, aus der verwirrenden Entdeckung eine mehrjährige Erforschung spiritueller Denk- und Erlebenswelten. Ich entdeckte, dass es Zugänge zum Transzendenten nicht nur über die etablierte Religion, sondern auch durch das eigene Erleben gibt. Offenbar gab es in mir eine Resonanz auf diese andere Welt; sie sprach Seiten meiner Person an, die in Berlin zu kurz gekommen waren. Meine Frau Stefanie erlebte das ähnlich; ich bezweifle, dass wir noch zusammen wären, wenn einer von uns sich dieser Öffnung zum Spirituellen verweigert hätte.

Allerdings waren wir auch darin von den Zeitläuften getarnt. In Bonn gründete sich die Anti-Partei der GRÜNEN; die Baghwan-Bewegung erblühte in orangenen Farben, Soziologen sprachen von „neuer Innerlichkeit“. Gleichzeitig fanden aber auch große Friedensdemonstrationen gegen die sogenannte „NATO-Nachrüstung“ statt. Für mich war bald klar, dass Politik und Spiritualität einander nicht ausschließen, sondern sich im Grunde gegenseitig bedingen und benötigen, dem äußeren Anschein zum Trotz. Politik ohne Spiritualität ist blind, Spiritualität ohne Politik lahm. Es braucht den Brückenschlag, die Polspannung zwischen beiden. Dadurch werden Wertmaßstäbe an politisches Handeln herangetragen, die in einem nicht-materialistischen Menschenbild wurzeln. - Erst später entdeckte ich, dass große Mystiker wie Meister Eckart eben dies gelehrt hatten: Die Begegnung mit dem inneren Licht müsse zum Engagement in der Welt führen.

Aus den vielfältigen Dimensionen von Spiritualität will ich hier nur eine hervorheben: Während ein rationales Weltbild die Gegenwart als Produkt von Vergangenen versteht, wendet eine spirituelle Weltsicht den Blick auf Künftiges. Das Gewordene wird durchscheinend für das Werdende. Einerseits: Wie bin ich zu dem geworden, der ich bin? Aber auch: Wer könnte, wer möchte, wer sollte ich werden? Die Kausalität des Herkommens wird ergänzt durch die Finalität eines Hinwollens. Gemeint ist nicht Planung, sondern eine eher vorbewusste Intuition des für mich Stimmigen; nicht Ziele, sondern eine Verlockung von inspirierenden Horizonten. Ich vermute, dass etwas von dieser Anziehungskraft des *Noch-Nicht* in jedem Menschenleben mitschwingt.

In Rütte kam mir erstmals der Gedanke, ob es bei all meinen Berufs- und Themenwechseln nicht doch eine Konstante geben könnte, nämlich die Suche nach der „guten Ordnung“. Sie ist das Leitbild aller politischen Philosophie – steckt aber pragmatisch auch in der Jurisprudenz wie in der Politikwissenschaft. War und ist die „gute Ordnung“ nicht die eigentliche Triebfeder jedes emanzipatorischen Denkens, auch wenn dessen transzendente Dimension oft unausgesprochen bleibt? Hatten wir Achtundsechziger nicht in Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“ von dieser Anziehungskraft des utopischen Ideals gelesen?

So haben mir die Jahre des Rückzugs in Rütte nicht nur eine spirituelle Grundausrichtung vermittelt: Sie ließen in mir ein neues Leitbild meiner selbst wachsen, und damit ein Leitmotiv, das mich seitdem begleitet. Die Einkehrtage „Politik und Spiritualität“, die zehn Jahre später meine Arbeit bei der DEAE begleiten würden, bauten darauf auf; ebenso die Sammlung von Aufsätzen, die Andreas Seiverth unter dem verwandten Titel „Politik und Sinn“ herausgab. Könnte es sein, dass ich in Rütte meine Lebensmitte durchlebte in dem Sinne, dass die Grundorientierungen meines Lebens sich in diesen drei Jahren von meinem Herkommen auf mein Hinwollen verschoben? Dafür spricht, dass ich bald darauf ein Buch schrieb, das erstmals keinem beruflichen Nutzen, sondern nur meiner eigenen Selbstverständigung diente: „Mythos und Emanzipation. Eine kritische Annäherung an C.G.Jung.“

Gewordene Prägung – zielsuchendes Werden: Meine zweite Lebenshälfte ist von diesem Gegenüber durchzogen. Das hat meine akademischen Interessen begleitet und bereichert und mir geholfen, dem Muster des Bildungsbürgers ein Stück weit zu entwachsen.

1985 – 1994 Als Studienleiter in der Evangelischen Akademie Hofgeismar

Mein Stipendium lief 1984 aus. Zum ersten Mal war ich arbeitslos. Wie sollte es weitergehen? Wieder halfen persönliche Kontakte: An der Evangelischen Akademie Hofgeismar bereitete der Studienleiter Konrad von Bonin seinen Wechsel zum Evangelischen Kirchentag vor. Ich wurde ab 1985 sein Nachfolger. Ein letztes Mal war mir dafür meine juristische Vorbildung nützlich, denn diese Stelle war traditionell einem Juristen vorbehalten.

Die sieben Jahre in Hofgeismar waren kaum weniger intensiv als die sieben Berliner Jahre, wenngleich auf andere Weise. Insgesamt habe ich dort 72 Tagungen und sechs Studienreisen konzipiert, organisiert und geleitet. Als Themen kam alles in Frage, was in den Bereichen Recht und Politik an grundlegenden Fragen ins öffentliche Bewusstsein drängte. Mitten in diese sieben Jahre fiel die deutsch-deutsche Vereinigung; davor war u.a. Perestroika dran (samt Studienreise in die moribunde Sowjetunion), danach der Krieg von George Bush Senior gegen Saddam Hussein. Ich hatte aus der Fülle möglicher Themen eine Wahl zu treffen und dazu dann geeignete Referentinnen und Referenten zu finden – damals noch ohne Internet und e-mail, dafür mit Sekretärin. In rascher Folge hatte ich mich in wechselnde Gebiete einzuarbeiten, und zwar immer in ganz unterschiedliche gleichzeitig: Zum Beispiel außenpolitisch in die Probleme ethnischer Minderheiten in Myanmar, innenpolitisch in neoliberale Staatskritik, und juristisch in familienrechtliche Fragen des Kindeswohls. Dazu kamen aus eigenem Interesse psychologische Tagungen, oft zusammen mit der Tiefenpsychologin Ingrid Riedel, einer früheren Studienleiterin in Hofgeismar.

Der Reichtum an Themen und Kontakten war überwältigend – im positiven Sinne einer enormen Ausweitung meines geistigen Horizonts. Aber eben auch überwältigend im negativen Sinne einer ständigen Empfindung von Überlastung und Ungenügen. Ich zählte nun zur Vätergeneration – und fühlte mich doch wie der Zaublerlehrling, dem der alte Meister fehlt. Einerseits konnte ich Themen setzen; deren Ausarbeitung musste ich aber anderen überlassen. So war ich jedermanns Herr und jedermanns Knecht gleichermaßen.

Ähnlich doppelseitig erlebte ich den evangelischen Kontext: In kultureller und intellektueller Hinsicht war er mir vertraut. Religiös aber hatte ich meinen Zugang zur christlichen Kirche gerade erst auf dem Umweg über den Zen-Buddhismus, also gewissermaßen durch das östliche Seitenportal gefunden. Von daher blieben mir mystische Wege näher als all die Wörtlichkeit paulinischer und reformatorischer Theologie.

Ambivalent erlebte ich zum Schluss auch mein Ausscheiden, als meine Zeitstelle 1992 auslief. Einerseits verlor ich die kostbaren Gestaltungsräume der Akademie und musste mich mit 50 Jahren auf Arbeitssuche begeben. Andererseits konnte ich mich nun wieder in eigene Themen vertiefen – und das waren Fragen der Demokratie-Entwicklung im soeben wiedervereinten Deutschland. Aufbauend auf einem „Fachgespräch Direkte Demokratie“ während meiner Hofgeismarer Jahre nutzte ich die Zeit der Arbeitslosigkeit, um mich in die Kontroverse um direktdemokratische Verfassungselemente einzubringen. Im Austausch mit führenden Experten wie dem Berliner Zeithistoriker und Juristen Otmar Jung entstanden konkrete Vorschläge, die in die Verfassungsgebung der neuen Bundesländer einfließen. Sie lagen auch der Gemeinsamen Verfassungskommission von Bundestag und Bundesrat vor, wo ich als Sachverständiger zugeladen war, scheiterten aber auf Bundesebene am konservativen Widerstand.

1994 – 2000 Politische Erwachsenenbildung bei der DEAE

1995 – 2016 Der Zivile Friedensdienst

Meine Arbeitslosigkeit dauerte im Ergebnis zwei Jahre. Für eine Professur war meine Vita zu bunt, außerdem bewegte ich mich mit nunmehr 52 Jahren an einer Altersgrenze. So war ich froh, als mir 1994 die Stelle eines Referenten für Politische Bildung bei der DEAE angeboten wurde, auch wenn das Pendeln nach Karlsruhe die Familie belastete. Vom sozialen Milieu her gesehen blieb ich freilich im Dorf: Ich erlebte Wohlwollen und Unterstützung bei meinen neuen Vorgesetzten, voran Bundesgeschäftsführer Andreas Seiverth, und anregende Zusammenarbeit u.a. mit Karl-Albert Kako und anderen Kolleginnen und Kollegen im Fachausschuss Politische Bildung. Dessen Sitzungen und Studienreisen waren Highlights meiner Karlsruher Zeit. In diese späten 90er Jahre fielen auch die alljährlichen Einkehrtage im Kloster Bursfelde; das Gegenüber von Politik und Spiritualität hatte damals innenpolitische Relevanz angesichts der vielen Ostdeutschen mit kirchlichem Hintergrund, die nach der Wende politische Verantwortung übernommen hatten. Neue, erregende Themen tauchten auf, so die Zeitansage der Globalisierung sowie die neue Sozialfigur der Zivilgesellschaft.

Allerdings war auch diese Zeit nicht ohne Ambivalenzen. Als Sozialwissenschaftler fehlte mir der bildungstheoretische Fundus meiner Kollegen. Außerdem fürchtete ich anfangs, ich könnte angesichts der Fülle relevanter Themen wieder nicht zu einer eigenen Durchdringung gelangen. Das änderte sich, als ich ab 1995 zu den Diskussionsrunden über einen zivilen Friedensdienst (ZFD) stieß. Vor dem Hintergrund der Kriege im zerfallenden Jugoslawien hatten unterschiedliche Friedensgruppen sich zusammengefunden, um Möglichkeiten einer zivilgesellschaftlichen Friedensarbeit auf professioneller Ebene zu erkunden. Hier konnte ich

meine Auslands- und Institutionenkenntnis, meine politischen Erfahrungen und Kontakte einbringen. Ich wurde Mitglied im Vorstand des neugegründeten e.V., hatte Teil an der konzeptionellen Ausarbeitung und der politischen Werbung und vertrat den evangelischen Kontext im Geflecht der Bündnisse. Wie seinerzeit im Berliner Chile-Komitee ging wieder die intellektuelle Herausforderung Hand in Hand mit der tagtäglichen politischen Praxis. So fielen meine verbleibenden Jahre bei der DEAE zusammen mit der erregenden Gründungsphase des ZFD. Wir erhielten Ermutigung und Unterstützung aus beiden Großkonfessionen und allen Bundestagsparteien. Der Regierungswechsel von 1998 brachte dann den erhofften Durchbruch: Ein Jahr später konnten wir die ersten speziell ausgebildeten Friedensfachkräfte entsenden.

Mein Engagement endete nicht mit meinem Vorruhestand im Jahr 2000. Der ZFD blieb vielmehr noch weitere 16 Jahre im Fokus meiner Tätigkeiten. Zeitweilig war dies ein voller Beruf, nur eben unbezahlt. Das gilt besonders für die sechs Jahre von 2004 bis 2010, in denen ich den Vorsitz des Vereins innehatte. Dank der gewonnenen Freiräume des Alters wuchs mir hier die Erfahrung einer hervorgehobenen Mit-Verantwortung für Menschen, Aufgaben und Finanzen zu. Ich besuchte unsere Projekte im Kosovo, in Israel/Palästina, auf den Philippinen und im Libanon, schrieb darüber, half bei der Ausarbeitung eines Leitbilds und einer neuen Satzung. Heute ist das „Forum Ziviler Friedensdienst e.V.“ eine mittelgroße, weiterwachsende NGO mit inzwischen über 100 deutschen und ausländischen Angestellten und einem eigenen Friedenshaus in Köln. Im Gesamten der acht Träger des ZFD waren seit den Anfängen bis heute über 1300 Konfliktberater/innen in über 60 Ländern im Einsatz – nach einem Programm, das ich in den 90er Jahren mit erarbeiten konnte.

Gemeinsam auf Lebenswegen

Zwischenstopp. Natürlich verläuft neben diese Geschichte meiner beruflichen Lernerfahrungen eine andere, persönliche Geschichte meiner psychischen Entwicklung, meiner emotionalen Erfahrungen und meiner Familienbindung. Auch dort gab es Wechselfälle, viele glückliche, aber auch einige unglückliche. Sie sind hier nicht Thema. Andererseits kann ich meine Lernerfahrungen nicht loslösen vom Zusammenleben mit meiner Frau Stefanie, denn ihr verdanke ich entscheidende Impulse für mehrere meiner Neuanfänge.

Das war schon in meiner Lateinamerika-Zeit der Fall, als sie mich auf die sozialen Bewegungen in städtischen Randsiedlungen aufmerksam machte, in denen sie selbst gewohnt und geforscht hatte. Auf ihre Initiative gingen unsere drei Jahre im Therapie- und Meditationszentrum von Todtmoos-Rütte zurück. Und in meinem Ruhestand ab 2001 kamen nochmal zwei wichtige Anstöße hinzu, nämlich einmal zu den Wanderungen auf dem Jakobsweg und andererseits zu unseren Begegnungen mit der Kathedrale von Chartres.

Um die Jahrtausendwende war der Jakobsweg noch wenig bekannt. Sie beschloss, ihn zu gehen – ob ich mitkommen wolle? Im Frühsommer 2001 machten wir uns von den Pyrenäen aus auf den Weg. Entscheidend war dann nicht die Ankunft in Santiago de Compostela – entscheidend waren die fünf Wochen dazwischen, mit all ihren Landschaften, den menschlichen Begegnungen, der körperlichen Erfahrung des Gehens und Gehens, vor allem aber auch der Stille in der großen Natur. Wir kehrten verwandelt zurück – mit dem großen Wunsch, die Erfahrung fortzusetzen. So wanderten wir nachfolgend fast alljährlich in kleineren Etappen, erst durch Südfrankreich, dann durch die Schweiz, zuletzt von Nürnberg zum Bodensee. Diese Einübungen in das Wesentliche gehören zu unseren kostbarsten Erfahrungen. Meine Frau hat zwei Bücher darüber geschrieben.

Auch zur Kathedrale von Chartres bin ich durch sie gekommen. Sie motivierte mich im Jahr 2002 zu einer einwöchigen Studienreise – und wie beim Jakobsweg ließ die erste Erfahrung uns nicht mehr los. Inzwischen haben wir acht solcher Studienwochen erlebt, zunächst noch als Teilnehmende, dann als Ko-Leiter mit dem jungen Musiker Helge Burggrabe. Daraus ging ein gemeinsamer Text- und Bildband hervor, der inzwischen seine vierte Auflage erlebt hat. Mehrere dieser Reisen fanden in Zusammenarbeit mit „meiner“ Evangelischen Akademie Hofgeismar statt, davon eine zusätzlich in Kooperation mit der DEAE. In Chartres begegnete ich den Wurzeln meiner eigenen abendländischen Kultur. Die Kathedrale ist ein Symbolbau, der das gesamte Weltwissen, den Gottesglauben, das technische Können dieser Aufbruchzeit an der Schwelle von der Romanik zur Gotik verkörpert. Ich habe darüber weitergehend geforscht und geschrieben, inzwischen als akkreditierter Führer.

So wurde Chartres zum zweiten großen Thema meines Ruhestandes, neben dem friedenspolitischen Thema ZFD. Das verdanke ich neben meiner Frau natürlich auch dem geistigen Erbe meines Vaters – und damit einmal mehr meiner sozialen Einbettung. Nochmals Didier Eribon (S.46, S. 98): „Von Geburt an tragen wir die Geschichte unserer Familie und unseres Milieus in uns. (...) Interesse für Kunst oder Literatur ist auch eine Distinktion – und zwar immer im Vergleich zu den anderen – den ‚bildungsfernen‘ oder ‚unteren Schichten‘.“

Innere Konstanten

Das wurde erneut deutlich anlässlich meines 70. Geburtstags. Dazu kamen im Oktober 2012 ca. vierzig Menschen aus meinen unterschiedlichen Lebensphasen zusammen, die sich alle untereinander nicht kannten. Versammelt waren im Schlösschen von Hofgeismar u.a. Darmstädter Mitschüler, Mitstreiter aus dem Berliner Chile-Komitee, Psychologen aus Rütte, Mit-Vorstände aus dem ZFD; auch Andreas Seiverth aus der DEAE war dabei. Es dauerte keine Stunde, bis alle im angeregten Gespräch mit allen anderen waren. Wie konnte die anfängliche Fremdheit so rasch verfließen? Natürlich weil all diese Menschen einander von ihren Bildungsniveau und meist auch ihrem sozialen Herkommen vertraut waren und sofort eine gemeinsame Sprache fanden.

Das beweist: Ich habe in meinem beruflichen Werdegang ungewöhnlich oft das Thema gewechselt – aber nie das soziale Milieu. Ein Milieu freilich, das zu meiner Lebenszeit offen war für Bildung im weitesten Sinne, unter Einschluss von Persönlichem wie Politischem. Zu meiner Empfindung von Lebensdank gehört auch, dass ich nie entfremdet arbeiten musste, sondern innerhalb dieses Milieus immer lohnende Aufgaben im Zusammenwirken mit spannenden Menschen fand.

Insgesamt stand bei mir das Kognitive an erster Stelle, ebenso der Bezug auf das mitmenschlich Nützliche. Mein Interesse für die Musik, überhaupt für Zweckfreies, und damit letztlich auf für mich selber kam darüber oft zu kurz. Eine Balance zwischen *vita activa* und *vita contemplativa* habe ich nicht geschafft; die Außenorientierung überwog. Umso wichtiger war die Unterbrechung durch die drei Jahre in Rütte – auch wenn ich das dort Gelernte seitdem nicht täglich pflegte. Aber ohne dieses geistige Gegengewicht hätte mein Leben durch äußere Fülle leerlaufen können.

Die Sorge der Veräußerlichung war auch der Grund, warum ich mich in den Jahren nach Hofgeismar gegen verlockende Angebote entschied, die Arbeit eines Studienleiters an anderen Evangelischen Akademien

fortzusetzen. Merkwürdig, dass mir gerade diese Entscheidungen *gegen* mögliche Wege als wohlüberlegte Wahl in Erinnerung stehen, während sich die positiven Entscheidungen wie von selbst ergaben. „Der Mensch wird des Weges geführt, den er wählt“ – so lautet ein Buchtitel von Johannes Bours. Zu welchen Teilen habe ich mein Leben geführt, und zu welchen wurde ich geführt?

Weil es auf diese Frage keine Antwort geben kann, frage ich anders: Gab es vielleicht unbewusste innere Konstanten, die mich durch all diese Lebensstationen loteten? Ich habe die Suche nach der „guten Ordnung“ als mögliche Annäherung genannt. Ich erweitere das, indem ich mir nochmals die geistigen Bausteine zu meinem Selbst- und Weiterleben vergegenwärtige, nämlich

- das kulturprotestantisch-liberale Elternhaus,
- die humanistische Schulbildung,
- die juristische und sozialwissenschaftliche Ausbildung,
- darin der marxistische Einschlag als Schulung im dialektischen Denken,
- die politische Praxis,
- die Tiefenpsychologie und
- die Begegnung mit spirituellen Erlebensmöglichkeiten.

In der Zusammenstellung wird mir nochmals die starke Wertorientierung all dieser Zugänge deutlich. Kein Zweifel, dass ich davon geprägt bin – und daher stets Tätigkeiten suchte und fand, die in diesem normativen Verständnis Sinn machten.

Freilich sind diese Wert-Horizonte ihrerseits historisch gewachsen und daher veränderlich. Bin ich der Typus jenes liberalen Individuums, dem der israelische Geschichts- und Zukunftsforscher Harari (in seinem Buch „Homo Deus“) ein baldiges Ende voraussagt? – Ich möchte dem die umgekehrte Fragerichtung gegenüberstellen: Welche Lernchancen warten vielleicht gerade dadurch noch auf mich, dass ich nicht mehr heimisch werde in der digitalisierten Welt? Oder dass ich auch leiblich das abschiedliche Leben zu lernen beginne?

Wenn ich denn auch ein historisches Produkt bin - dann mit der Dankbarkeit, dass ich just in diese Zeit und diese Weltgegend hineinleben durfte. Und mein Leben teilen durfte mit Menschen, die ihrerseits diese ihre Raum-Zeit zu nutzen wussten.